

KIRCHE IN DER WELT VON HEUTE WERDEN – KIRCHE AM ORT SEIN

1. Einführung

- 1.1 Inkarnation oder Exkulturation?
- 1.2 Dilemmata

2 Realitätsvergewisserungen

- 2.1 Organisation und Organismus der Gemeinschaften der Gemeinden
- 2.2 Kooperative und milieusensible Pastoral als gelebte Praxis des Zweiten Vatikanischen Konzils
 - Haltung des Respekts
 - Haltung des „weiten Blicks“
 - Haltung der Hoffnung
- 2.3 Kirche sein in der Zeit
 - „Epochenschwelle“
 - Wissensgesellschaft
 - Verlust des Zugriffs auf die Biographie des Individuums
 - „Pilger und Konvertiten“

3 Herausforderungen

- 3.1 Räume spiritueller Vergewisserung ausbauen
- 3.2 Zusammenarbeit im Pastoralteam kultivieren
- 3.3 „Stärker ist, was eint als was trennt“
- 3.4 In eine neue „Gründer-Phase“ eintreten

4 Hoffnung stiftende Praxis

5 Perspektiven

1. Einführung

Ich beginne mit einem zweigeteilten Zugang zum Thema – einem grundsätzlichen und einem persönlichen.

1.1 *Inkarnation oder Exkulturation?*

Welches Wort des Zweiten Vatikanischen Konzils wird in unserer Kirche am häufigsten zitiert? Ich denke, es ist der Einleitungssatz der Pastoralkonstitution *Gaudium et Spes*:

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.“

Vom vielen Wiederholen wird dieses Wort nicht schlechter – dennoch wächst die Gefahr, dass seine Sprengkraft dabei an Wirkung verliert. Diese Sprengkraft liegt für mich in heutiger Sicht vor allem in der Sentenz „Menschen von heute“. Es geht dem Konzil um die Menschen und es geht ihm um das Heute. Entsprechend lautet auch die Überschrift der Pastoralkonstitution in der deutschen Übersetzung „Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute“. Provozierend und gewollt verkürzt gesagt: Es geht dem Konzil nicht zuerst um die „Kerngemeinde“ und nicht um das, was gestern toll war.

Stellen wir uns als katholische Kirche tief genug und weit genug den Lebenswelten der Menschen von heute? *Wollen* wir das? Wenn wir es wollen – *können* wir es noch? Für mich sind das fundamentale Anfragen an unsere Fähigkeit, heute die Frohe Botschaft zu kommunizieren, heute Kirche am Ort zu werden. Es ist die bedrängende Frage, wie wir uns zu der wachsenden Exkulturation des Christlichen hierzulande, ganz konkret in unseren GdG, verhalten – und: Welchen Anteil wir selber als katholische Kirche an dieser Exkulturation haben? Es ist im Letzten die Frage nach der missionarischen Potenz unserer Kirche zu Beginn des dritten Jahrtausends ihrer Existenz.

Ich stelle mir als Bischof diese Fragen. Wir tun dies angesichts der Vertrauenskrise unserer Kirche im Gefolge der schlimmen Missbrauchsenthüllungen des letzten Jahres vermehrt auch in der Deutschen Bischofskonferenz. So fragte Erzbischof Robert Zollitsch in seinem Eröffnungsreferat der Herbstvollversammlung 2010:

„Man sagt über die Kirche – und meint oft konkret uns Bischöfe –, wir würden zu sehr als Wissende und Lehrende und zu wenig als Lernende auftreten, meist als Sprechende und selten als Hörende. Man wirft uns mangelnde Lern-

bereitschaft vor und sagt, unsere eigene Lebenswelt sei zu weit entfernt von der Lebenswelt der Menschen [...]. Dahinter steht der Eindruck, wir seien zu wenig vertraut mit der Welt als unserer Heimat in der Fremde. Oder auch die Einschätzung, wir würden sie auf Distanz halten, um nicht ihre Aporien und Tragödien erkennen und nicht die Konstrukte der Realität aufgeben zu müssen, denen unsere Zeitgenossen Realitätsferne bescheinigen. [...] Ich will [...] nicht bestreiten, dass wir uns die Nachfrage gefallen lassen müssen, ob wir in ausreichendem Maß Lernende sind [...]. Verschlossenheit und Realitätsferne aus Voreingenommenheit können zu Hartherzigkeit führen. Die aber vertieft die Krise des Vertrauens und den Mangel an Glaubwürdigkeit.“¹

Ich mache mir diese Fragen zu eigen als Anfrage auch an mich. Und ich erlaube mir, meinerseits Sie zu fragen: Wie steht es um Ihren Realitätsbezug? Wie gehen Sie mit der Spannung zwischen Ihrer persönlichen Realitätskonstruktion und den pluralen Realitätskonzepten der Menschen in Ihrer Umgebung um? Wie voreingenommen sind Sie? Und wie lernfähig sind Sie?

Und wiederum mich als Bischof frage ich: Wie gehen wohl meine Seelsorgerinnen und Seelsorger mit der Spannung zwischen ihrem je persönlichen Realitätskonstrukt und manchen Konstrukten der verfassten Kirche um?

Wir werden auf unserem Weg des Nachdenkens und miteinander Sprechens heute auf diese Fragen zurückkommen. Sie gehören unbedingt dazu, wenn es um „Kirche in der Welt von heute“, um Kirche am Ort gehen soll.

Zunächst aber ein zweiter, mehr persönlicher Einstieg ins Thema.

1.2 Dilemmata

Wir treffen uns heute ein gutes Jahr nach dem 1. Januar 2010. Dieses Datum war für viele von Ihnen einschneidend. Es markierte die Etablierung aller 71 Gemeinschaften der Gemeinden. Für viele bedeutete es die Gründung eines neuen Kirchengemeindeverbandes, für andere die Fusion von zwei oder mehr Pfarreien in der GdG oder die komplette Fusion aller Pfarreien der GdG.

Ich gestehe freimütig, dass die Zeit vor diesem 1. Januar 2010 für mich persönlich nicht einfach war. Ich stand vielen Dilemmata gegenüber. Dilemmata aber kann man nicht ewig mit sich herumschleppen, man muss sie lösen. Diese Lösungen sind nicht

¹ „Zukunft der Kirche – Kirche für die Zukunft. Plädoyer für eine pilgernde, hörende und dienende Kirche – Impulsreferat des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, zur Eröffnung der Herbst-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz in Fulda am 20. September 2010, S. 4-5 (zitiert nach: http://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/diverse_downloads/presse/2010-144-Er%F6ffnungsreferat.pdf – Stand: 26.10.2010).

immer schmerzfrei zu haben. Das haben viele am eigenen Leib und in der eigenen Arbeit erleben müssen. Abschied erfordert Trauerarbeit. Die ist der Preis dafür, dass sich Neues entfalten kann. Ich bin mehr denn je überzeugt, dass aufs Ganze gesehen dieser Preis nicht zu hoch war. Dennoch will ich Ihnen noch einmal deutlich sagen, wie sehr mich diese Entscheidungsphase mit ihren vielen Gesprächen und Auseinandersetzungen persönlich bewegt hat.

2. Realitätsvergewisserungen

2.1 Organisation und Organismus der Gemeinschaften der Gemeinden

Wo stehen wir nun heute? Wir haben 71 gegründete Gemeinschaften der Gemeinden, deren Verwaltung durch 50 Kirchengemeindeverbände und 21 Kirchenvorstände auf GdG-Ebene geleistet wird. Hinter diese Strukturanpassungen gibt es kein zurück. Damit steht eine bestimmte Organisationsstruktur. Dass die Organisation steht, bedeutet noch nicht, dass ihr innerer Organismus lebt. Hier sehe ich große Ungleichzeitigkeiten. Strukturanpassungen sind eine *notwendige*, aber längst keine *hinreichende* Bedingungen für gute Pastoral, so könnte man in mathematischer Sprache sagen. Die Strukturanpassungen haben aber nachweisbar dazu geführt, dass unter Druck an einem Tisch Versammelte lernten, aufeinander zu hören, voneinander zu profitieren und Gemeinsamkeiten zu entwickeln.

Sicher, es gab und gibt auch durchaus schwierige Situation in manchen Gemeinschaften der Gemeinden. Aber die Rückmeldungen, die aus der Reihe der verantwortlichen Akteure in den Gemeinschaften der Gemeinden kommen, sind inzwischen überwiegend positiv und von Hoffnung geprägt. Viele haben sich mit den neuen Realitäten nicht nur abgefunden, sondern darin im positiven Sinn eingefunden. Sie nutzen die neue Struktur für Schritte in die Zukunft.

Diese Schritte sehen von Ort zu Ort verschieden aus. Wir haben eine ausgeprägte Stadt-Land-Differenz in unserem Bistum. In den 374 Pfarreien und Pfarrvikarien unseres Bistums leben 60% der Katholiken allein in den 74 größten Pfarreien, während nur 40% in den anderen 300 leben. In den 133 Pfarreien unseres Bistums, die weniger als 1.000 Katholiken haben, leben mit 76.000 Menschen gerade einmal so viele wie in drei der ganz großen neuen Pfarreien unseres Bistums. Diesen unterschiedlichen Situationen müssen die GdG Rechnung tragen. Das schlägt sich auch nieder bei Ihrem Bemühen, situationsbezogen Pastorkonzepte zu entwickeln und als Arbeitsinstrument zu nutzen.

2.2 Kooperative und milieusensible Pastoral als gelebte Praxis des Zweiten Vatikanischen Konzils

In diesem Jahr wird der erste Weihnachtstag ein doppeltes Gedenken beinhalten: Wir gedenken wie jedes Jahr der Inkarnation des Gottessohnes – und wir gedenken 2011 in besonderer Weise einer „fleisch-gewordenen“ Kirche, denn vor 50 Jahren wurde das Zweite Vatikanische Konzil einberufen. Dessen Programm war eine sowohl gott- als auch weltverwurzelte Kirche. Dessen Programm war eine Kirche, die Sakrament der Welt ist. Dessen Programm war eine Kirche, die geistgeleitetes Zeichen und Werkzeug für das Leben-Können aller Menschen in und mit Gott ist. Wir sind längst nicht damit fertig, dieses Programm einzulösen.

Wir gehen Schritte auf dem Weg dahin. Ganz konkret im pastoralen Alltag unserer Gemeinschaften der Gemeinden. Wir üben uns nach wie vor ein in die Haltungen, für die das Konzil wirbt. Drei dieser Haltungen möchte ich hervorheben

Haltung des Respekts

Priester und Laien, Hauptberufliche und Ehrenamtliche üben sich ein in einen Umgang miteinander, der fundamental von der Haltung des Respekts geprägt ist. Das ist leichter gesagt als im Alltag in kleine Münze umgesetzt. Da kann schnell der Informationsvorsprung der Gemeindereferentin den Einwand der Ehrenamtlichen hinwegfegen. Da ist leicht der priesterliche Amtsträger verführt, der langwierigen Debatte im Pastoralteam durch eine einsame Entscheidung ein Ende zu bereiten. Respekt – warum dieser Respekt? Weil wir als Glaubende alle die gleiche Würde beim Aufbau der Kirche haben (vgl. LG 32). Alle spezifischen Ämter und Dienste verlieren ihren Angelpunkt, wenn sie diesen gemeinsamen Wurzelgrund vergessen. Deshalb handelt die Kirchenkonstitution *Lumen gentium* zunächst in Kapitel 2 vom „Volk Gottes“ und erst danach in Kapitel 3 von der „Hierarchie“ und in Kapitel 4 von den „Laien“. Wenn wir uns diesen fundamentalen Respekt im Sinne des Wortes verdienen, untereinander als pastorale Dienste und vor allem auch in der Begegnung mit den vielen Kindern, Jugendlichen, Frauen und Männern, die unsere Kirche tragen, dann werden wir lebendig und sind glaubwürdig und schließlich effizient, denn viel Energie, die in Status- und Positionskämpfen vergeudet wird, käme der Pastoral zugute. Wir erleben alle die gewandelte Mentalität des so genannten „ehrenamtlichen“ Engagements, des Beitrags Freiwilliger. Sie wollen nicht mehr „dem Pfarrer helfen“, sondern auf Augenhöhe mit Kirche bauen. Wenn wir den Respekt, der aus der gleichen Würde als Getaufte und Gefirmte herrührt, kultivieren, werden wir pastoral zukunftsfähig sein.

Haltung des „weiten Blicks“

Wir üben uns ein in eine Haltung des „weiten Blicks“, denn das Konzil erinnert uns als Kirche an unsere universale Sendung (vgl. Mt 28, 19-20): Vor unseren Augen „steht also die Welt der Menschen, das heißt die ganze Menschheitsfamilie mit der Gesamtheit der Wirklichkeiten, in denen sie lebt.“ (GS 2) Auch dieser theologische Grundsatz ist als Grundlage in die Konstruktion unserer pastoralen Räume der Gemeinschaften der Gemeinden eingeflossen. Weil niemand allein diesen weiten Blick haben kann, sind unsere GdG „Ergänzungsgemeinschaften“. Wenn die je begrenzten Perspektiven von Pfarreien und Territorialgemeinden, von Klöstern und anderen kirchlichen Einrichtungen, von Verbänden und Kategorialer Seelsorge, von verbandlicher Caritas und geistlichen Gemeinschaften sich wirklich gegenseitig bereichern – dann finden die Menschen in der Breite ihrer Milieus und Prägungen und in der Tiefe ihrer Hoffnung und Verzweiflung bei uns Wichtiges und Gutes für ihr Leben.

Die Pfarreien sind wichtige Stützpfeiler der GdG, aber sie sind nicht die ganze ‚Kirche am Ort‘. Berauben wir uns nicht unserer inneren Vielfalt. Nutzen wir die Ressource der Ordensgemeinschaft, in deren Haus eine spezifische Spiritualität spürbar ist, nutzen wir die Kompetenz der Schulseelsorgerin, die weiß, wie Jugendliche „ticken“. Nutzen wir das Wissen um die Lebensfragen pflegebedürftiger Menschen, das die Caritas-Pflegestation der GdG gerne teilt. Und entwickeln wir unsere Pfarreien auch dahingehend weiter, dass sie im Dorf, im Stadtteil oder in der Innenstadt „Verweisagenturen“ werden, wie Rainer Bucher es nennt. „Verweisagenturen“, die für Menschen mit ihren je spezifischen Bedürfnissen Brücken bauen zu Gleichgesinnten, zur seelsorglichen Beratung, zur Hausaufgabenhilfe in der ‚Kleinen Offenen Tür‘ und zu vielem mehr.

Haltung der Hoffnung

„Gaudium et Spes“, Freude und Hoffnung sind uns im vergangenen Jahr phasenweise mehr oder weniger abhanden gekommen. Die Meldungen über Missbrauchstaten überlagerten Freude mit Trauer und Hoffnung mit Angst. Angst darum, wie es den Opfern ergehen mag, und Trauer darüber, was in unserer Kirche passiert ist, was wir haben geschehen lassen. Sie alle wissen um die Schritte, die im Bereich der Deutschen Bischofskonferenz eingeleitet worden sind. Wir kennen noch nicht die Langzeitwirkungen der Krise. Wir wissen noch nicht endgültig, wie viel uns der Glaubwürdigkeitsverlust bei unseren Mitgliedern und in der Gesellschaft kosten wird.

Wie da die Haltung der Hoffnung bewahren? Wie da in der Verkündigung von Hoffnung sprechen? Wir können es trotz und in allem, weil die Hoffnung im Letzten nicht von der Kirche, sondern von IHM kommt: Jesus Christus ist der Grund unserer Hoff

nung (vgl. 1 Petr 3, 15). Er ist „Lumen gentium“, Licht der Völker – nicht die Kirche.. Die Kirche ist immer nur „Mond“. Sie ist ein Körper, der das Licht reflektiert. Das soll sie aber auch tun. So sagen es die Kirchenväter in einem treffenden Sprachbild.

Im Jahr 2009 hatte ich meinen Vortrag in dieser Reihe der „Identität der Hoffnung“ gewidmet. Hoffnung ist und bleibt *der* Habitus, *die* Grundhaltung unserer Sendung als Kirche. „Die Welt‘ braucht keine Verdopplung ihrer Hoffnungslosigkeit durch Religion; sie braucht und sucht (wenn überhaupt) das Gegengewicht, die Sprengkraft gelebter Hoffnung“ (Synodenbeschluss „Unsere Hoffnung“, II, 2) – so hat es die Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland auf den Punkt gebracht.

„Die Sprengkraft gelebter Hoffnung“ – das ist es, was die Menschen von Kirche erwarten. Selten mussten wir die Paradoxie zwischen Vision und Wirklichkeit schmerzlicher aushalten.

Bevor ich zu den Herausforderungen komme, die sich für mich ergeben, müssen wir in einem dritten Gang unserer Realitätsvergewisserungen uns gesellschaftlich-kulturelle Ansagen zumuten. Um „Kirche in der Welt von heute“ sein zu können müssen wir die Welt von heute kennen. Und weil unsere Welt, unsere Realitäten sich so rasant wandeln, müssen wir immer wieder genau hinschauen.

2.3 Kirche sein in der Zeit

„Epochenschwelle“

Wir leben in einer Zeit gesellschaftlich-kulturellen Umbruchs. Kardinal Lehmann hat in diesem Zusammenhang das Wort von der „Epochenschwelle“ geprägt:

„Es sind besondere Zeiten, in denen sich die Epochen ablösen, d.h. wo die Rahmenbedingungen des menschlichen Verstehens sich ändern. [...] Es gibt gerade auch in der Kirche so etwas wie epochale Einschnitte, die von besonderen Umbrüchen begleitet sind. [...] Es sind Situationen des Übergangs. Es ist nicht zufällig, dass diese neuen Konstellationen an den Epochenschwellen auftreten: von der Spätantike zum Frühmittelalter, vom Spätmittelalter zur frühen Neuzeit usw. Ich möchte annehmen, ohne dass wir unseren gegenwärtigen Standort überschätzen, dass wir doch in die Nähe eines solchen Übergangs gekommen sind.“²

² Karl Lehmann, Neue Zeichen der Zeit (= Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Heft 26) Bonn 2005, 28-29.

Karl Lehmann vergleicht unsere Übergangssituation mit der Ablösung des Spätmittelalters durch die frühe Neuzeit! Man kann diese These ja durchaus diskutieren – aber: Lassen wir die Wucht dieser Zeitdiagnose überhaupt an uns heran? Spielen wir die möglichen Konsequenzen gedanklich ernsthaft durch? Es ist nahe liegend und verständlich, die Auseinandersetzung mit solch fundamentalen Einwüfen zu scheuen. Zu viel würde in Frage gestellt. Da erscheint es leichter, das Bewährte mit vermehrter Anstrengung zu perpetuieren. Vielleicht ist es kein Zufall, dass dieses Ausrufezeichen, das Kardinal Lehmann gesetzt hat, im theologischen Diskurs kaum rezipiert wurde. Wer aber ehrlich sich selbst gegenüber ist, muss eingestehen: Es verstärkt sich das noch diffuse Gefühl, dass sich grundlegend etwas wandelt. Ich werde darauf zurückkommen.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf drei ausgewählte Phänomene, die die These von Kardinal Lehmann illustrieren.

Wissensgesellschaft

Wir leben in einer Wissens- und Kommunikationsgesellschaft, in der Menschen sich kundig machen über religiöse Strömungen und die Organisationen, die diese repräsentieren. z.B. die Kirchen. Da liegen Vor- und Nachteile offen. Da gibt es keine „Monopolisten am Markt“ mehr, sondern weitgehende Wahlfreiheit. Nutzen-Kommunikation ist angesagt. Zum Beispiel muss sich unsere christliche Religion in Deutschland im Dialog mit einer durchaus selbstbewussten islamischen Minderheit bewähren. Es überrascht uns nicht mehr, aber stimmt es uns wenigstens noch nachdenklich, dass in Untersuchungen bei Jugendlichen sich deutlich mehr Moslems als „religiös“ bezeichnen als Christen?

Verlust des Zugriffs auf die Biographie des Individuums

Wir haben zur Kenntnis nehmen müssen, dass die katholische Kirche nach dem Verlust der kosmischen Weltdeutung und nach dem weitgehenden Verlust ihrer politischen Einflussnahme auf staatliches Handeln nun auch den dritten und letzten zentralen Zugriff zunehmend aus der Hand geben muss: den Zugriff auf die Biografie der Individuen. Angesichts einer allgegenwärtigen Pluralisierung von Lebensentwürfen zählt für die Leute nicht mehr das Argument der Macht, sondern die Macht der Argumente. Wir haben als Kirche unsere klassische Sanktionsmacht verloren. Das ist im Kern gut so, denn es geht um etwas Neues. Wir müssen für den Besuch der Sonntagsmesse argumentativ und mit unserem Zeugnis werben und vor allem mit der Qualität der Liturgie. Es reicht nicht mehr, auf das Sonntagsgebot hinzuweisen. Wir müssen für eine bestimmte Gestaltung von Sexualität im Dialog Plausibilität ge-

genüber heutigen Zeitgenossen herstellen, das reine Verbot z.B. vorehelichen Geschlechtsverkehrs bewirkt allein wenig.

„Pilger und Konvertiten“

Die Kirchensoziologie lehrt uns: Wir haben es als Kirche – selbst bei unseren Mitgliedern – nicht mehr ausschließlich mit dem Typus „Katholik von Geburt bis ins Grab“ zu tun. Neben Menschen, die selbstverständlich katholisch getauft und dann auch so sozialisiert sind, stehen wir vor allem zwei neuen Typen von katholisch-Sein gegenüber, den so genannten „Pilgern“ und „Konvertiten“, wie Daniëlle Hervieu-Léger, die französische Religionssoziologin, sie nennt.³

„Pilger“ sind Menschen, die auf der Suche nach religiösen Erfahrungen hier und da Halt machen und andocken, die aber nicht für ein längerfristiges gemeindliches Engagement zu haben sind. Sie nehmen an Exerzitien im Alltag teil oder nehmen eine Einladung in die City-Kirche an. Sie können auch bei der christlichen Zen-Meditation angetroffen werden.

Und die „Konvertiten“ repräsentieren den Typ religiöser Suche, die frisch zum Glauben kommen und sich erstmals Kirche annähern, oder die aus einer anderen Religion oder Konfession zu uns kommen. Es sind teils auch Menschen, die zwar katholisch getauft, aber nicht entsprechend sozialisiert worden sind und die aus irgendeinem Grund nun in die konfessionelle Praxis eingeführt werden wollen.

Ihnen werden diese Typen des Katholisch-Seins nicht unbekannt sein. Diese Menschen begegnen uns allen. Wir stehen vor der Aufgabe, uns zu ihnen konstruktiv zu verhalten.

Vor dieser Folie theologischer und sozialwissenschaftlicher Einordnung und Deutung und angesichts der aktuellen Realität unserer Gemeinschaften der Gemeinden können wir nun daran gehen, Herausforderungen zu formulieren für die konkrete Pastoral in unseren Gemeinschaften der Gemeinden. Ich sehe vier zentrale Herausforderungen.

³ Vgl. D. Hervieu-Léger, Pilger und Konvertiten. Religion in Bewegung, Würzburg 2004.

3. Herausforderungen

3.1 Räume spiritueller Vergewisserung ausbauen

Die Aktion „gottes-wort-am-menschen-ort“ war ein geistlicher Impuls für Viele in unserem Bistum. Ein wichtiger „Menschenort“ Ihrer Arbeit ist das Pastoralteam. Ich bitte Sie, regelmäßig und vermehrt Gottes Wort an diesem Menschenort Raum zu geben. Nicht nur der Leib Christi, auch das Wort der Heiligen Schrift ist „Brot des Lebens“. so sagt es die Offenbarungskonstitution Dei verbum (DV 21).

Im Diözesanpastoralrat haben wir die üblichen Meditationen zum Sitzungsbeginn – einer trägt einen Text oder ein Gebet vor, die anderen hören zu – abgelöst durch die in CAJ und KAB geläufige Praxis des ‚Lebendigen Evangeliums‘. Wir nehmen das Evangelium des kommenden Sonntags, rücken so wie wir sitzen je drei, vier Stühle zusammen, lassen das Wort zu uns sprechen und tauschen uns darüber aus, was es uns sagt, wo es uns Fragen aufgibt, wo wir es als Impuls für unseren Alltag einordnen können. Keine weltbewegende Reform. Und doch eine Viertelstunde, die viel verändert hat für Atmosphäre und Stil unserer Zusammenarbeit insgesamt.

Ich bin der festen Überzeugung, dass, wenn wir über das WORT ins Gespräch kommen, das Einfluss haben wird, wie wir auch danach miteinander reden, wenn wir über die Organisation der Katechese oder der sozialen Dienste, oder über das Miteinander im Team verhandeln müssen. Eine solche geistliche Dimension kann man als Team auch vertiefen, indem man einen geistlichen Tag miteinander verbringt und gemeinsam Eucharistie feiert. Ich weiß, dass viele von Ihnen denken, wir können doch nicht als gesamtes Pastoralteam für einen Tag oder anderthalb oder zwei aus der GdG verschwinden. Ich möchte Sie ausdrücklich dazu ermutigen. Ich weiß, dass die Kirche davon nicht zusammenbricht, auch Ihre GdG nicht. Im Gegenteil: die geistliche Tiefe ihres Stils im Umgang miteinander wird ausstrahlen und Wirkung zeigen bei den Menschen in ihrer Gemeinschaft der Gemeinden.

3.2 Zusammenarbeit im Pastoralteam kultivieren

Eine zweite Herausforderung für das Pastoralteam sehe ich in darin, dass hier unter der Verantwortung des GdG-Leiters nicht nur unterschiedliche pastorale Berufe, sondern auch eine Vielfalt unterschiedlicher Persönlichkeitstypen und Charismen auf eine gemeinsame Zusammenarbeit verwiesen sind.

Dies bedeutet z.B. das Erlernen von Formen und Verbindlichkeiten der Kooperation, die konstruktive Nutzung von Unterschiedlichkeiten, einen wertschätzenden Umgang miteinander bei Konflikten, die eine Identität zum Ausdruck bringende Wahrnehmung von pastoralen Aufgaben und Diensten jedes und jeder Einzelnen, aber auch die Entwicklung einer gemeinsamen Identität als Pastoralteam, die sich ihrer zeugnishaft-

ten Verantwortung für das Gesamt bewusst ist. Diese Prozesse bedeuten immer auch den Abschied von vertrauten Handlungsmustern. Eine solche Zusammenarbeit lässt sich nicht von heute auf morgen herstellen. Sie muss eingeübt und reflektiert werden. Hierzu stellt Ihnen das Bistum Begleitelemente wie Supervision, Leitungs- und Team-Coaching bereit.

3.3 „*Stärker ist, was eint als was trennt*“

Identitätsarbeit berührt auch stark unsere beruflichen Rollen. Im Pastoralteam treffen sich Ämter und Dienste, treffen sich Priester, Diakone, Pastoral- und Gemeindefereenten und –referentinnen. Alle vier Berufe sind in dieser Zeit stark gefordert. Ich danke Ihnen allen für ihren seelsorglichen Einsatz, für Ihre Mühe beim Aufbau oder auch Umbau unserer Kirche zu einem Ort, an dem die Menschen Kraft schöpfen, Trost erfahren und Hoffnung atmen können.

Die Priesterrolle ist momentan am stärksten herausgefordert. Sie erweist sich einmal mehr als „Schlüsselrolle“. Die Priester erfahren aufgrund des fortschreitenden Priestermangels eine Zunahme an Aufgaben. Sehr oft bedeutet das die Leitung mehrerer Pfarreien oder die einer sehr großen Pfarrei. Sie sind GdG-Leiter und / oder KGV-Vorsitzender und / oder Vorsitzender des Kirchenvorstands. Mit der wachsenden Belastung und Verantwortung geht auch eine größere Machtfülle einher. Es ist mir wichtig, dass der Priester als Pfarrer neben dem Dienst des Leitens auch die Dienste des Heiligens und Lehrens ausreichend wahrnehmen kann (vgl. c. 519 CIC). Hier sind sicher auch die Pfarrvikare gefragt. Die Verkündigung darf insgesamt nicht darunter leiden, dass Leitungs- und Verwaltungsaufgaben überhand nehmen.

Daher stellt sich die Frage kluger Delegation von Handlungsvollmacht immer dringender. Das meint kein Antasten der kirchenrechtlich verbrieften Rolle des amtierenden Pfarrers, sondern zielt gerade auf eine Ermöglichung der Wahrnehmung aller drei ihm aufgegebenen „munera“. Ich bitte die Priester, noch mehr als bisher gezielt Handlungsvollmachten an die anderen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus den pastoralen Diensten und auch an ehrenamtlich tätige Frauen und Männer zu geben. Unbeschadet der durch die Weihe verliehenen ‚sacra potestas‘ können Christgläubige in der Kirche als bevollmächtigte Organe in Dienst genommen werden, so dass sie im Namen und im Auftrag der Kirche handeln können. Hier müssen wir aus theologischer Einsicht und aus Gründen sorgfältigen Umgangs mit personellen Ressourcen weiterkommen.

“Stärker ist, was eint als was trennt.“: Dies ist einer der letzten Sätze von Gaudium et spes (GS 92). Er bringt das Gemeinte auf den Punkt. Wir brauchen weiterhin das beharrliche Einüben einer Pastoral, die das Getauft- und Gefirmtsein der einzelnen Glieder des Volkes Gottes unbedingt ernst nimmt. Auf der Basis dieser fundamenta-

len Gleichheit aller nimmt der Priester sein besonderes Amt wahr, das auch das Moment des „Gegenüber“ beinhaltet: Der Priester hält in seiner Person und Rolle für alle Gläubigen die Erinnerung daran wach, dass die Kirche nicht aus sich selbst existiert, sondern sich Jesus Christus verdankt.

3.4 In eine neue „Gründer-Phase“ eintreten

Trauen wir unserer Kirche noch Wachstum zu oder haben wir uns innerlich mit dem Schrumpfen abgefunden – so hat schon vor Jahren Bischof Joachim Wanke aus Erfurt selbstkritisch gefragt⁴. „Church planting“ – diesen Begriff haben Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Crossing-Over-Austausch mit der Erzdiözese Chicago zurück in unser Bistum gebracht. Neue Gestalten von Kirche pflanzen, neue Formen von Gemeinschaften und Gemeinden gründen, das scheint mir tatsächlich ein Gebot der Stunde zu sein. Über das Wachsen entscheidet Gott – aber schaffen wir das, eine neue „Gründerphase“ einzuläuten? Wo sind die Gründerväter und Gründermütter unter Ihnen? Wo sind die, die in neuer Weise „sich selbst riskieren“?

Es gibt Gründungen bei uns. Wir sollten einander öfter und mehr davon erzählen, denn das macht Mut. Ich will das im nächsten Abschnitt versuchen.

4. Hoffnung stiftende Praxis

Zunächst bin ich sehr froh, dass wir mit den Projektmitteln innerhalb der Zuweisung an die ‚Kirche am Ort‘ seit letztem Jahr innovative Wege in der Pastoral nun auch finanziell fördern können, Immerhin 300.000 Euro stehen in diesem Jahr zur Verfügung.

Ich will von Mutmachendem erzählen. Wenn ich das tue, so ist mir wohl bewusst, dass ich auch noch andere Geschichten erzählen könnte. Es geht nicht um ein Ranking – es geht um Inspiration.

- In der GdG Düren-Mitte hat die neu gegründete Pfarrei St. Lukas die Kirche der Gemeinde St. Marien umgestaltet. Es ist ein flexibel nutzbarer Sakralraum entstanden. Im Turm hat die seit einem Jahr bestehende Jugendgemeinde ihren Ort gefunden. Die Kirche St. Marien ist auch noch Heimat der „alten“ Gemeinde. Gleichzeitig wird sie zur Profilkirche für junge Menschen. Sie ist da

⁴ Brief eines Bischofs aus den neuen Bundesländern über den Missionsauftrag der Kirche in Deutschland, in: „Zeit zur Aussaat“ – Missionarisch Kirche sein (= Die deutschen Bischöfen, Nr. 68) Bonn 2000, 35-42.

platziert, wo sehr viele Jugendliche sich in der Schulstadt Düren Tag für Tag bewegen. Sie stellt sich in den Dienst des Leben- und Glaubenskönnens der Heranwachsenden. Nichts anderes meint das Motiv der „missionarischen Pastoral“.

- Auf „www.zeitfenster-aachen.de“ lese ich von einer neuen Gemeinde in der GdG Aachen-Mitte: „Zeitfenster richtet sich an moderne Erwachsene mit und ohne Kinder in der Aachener City. Wir wissen, wie sehr viele Menschen heute eingespannt sind, aber wir wissen auch um die Sehnsucht vieler, trotzdem einen Raum für die eigene Spiritualität zu haben. Anfang 2010 fiel die Entscheidung für diese Zielgruppe eine eigene neue Gemeinde zu gründen. Wir sind offen für alle, die an einer Gemeinschaft im Glauben interessiert sind, aber in den bestehenden Gemeinden der Innenstadt aus den verschiedensten Gründen keine Heimat gefunden haben.“ Der Text spricht für sich. Hier wächst *eine* neue Gestalt für einen alten Gehalt: ‚Gemeinde‘.
- Ich kann erzählen von der wachsenden Bedeutung der Trauerpastoral. In Gemeinden entstehen Gruppen. Ehrenamtliche Trauerbegleiterinnen werden ausgebildet, jede Region verfügt über eine Kontaktperson mit Vernetzungsfunktion. Mit den Grabeskirchen in Aachen und Mönchengladbach – demnächst auch in Viersen – haben wir kirchliche Orte geschaffen, die ihre spezifische Kultur entfalten. Menschen finden dort stärker als auf dem Friedhof einen geschützten Ort zum Trauern. Die Begegnung mit anderen Trauernden wird intensiver. Wir beobachten Prozesse der „Gemeindebildung auf Zeit“. Wir können diese Entwicklung noch nicht absehen, aber sie ist ein Pflänzchen, das es zu hegen gilt.
- Im Nationalpark Eifel ist gezielt ein Pastoralreferent eingesetzt worden. Auf Vogelsang entsteht so etwas wie ein „geistliches Zentrum“ neuer Art. Da geht es um Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Mit Blick auf vergangene und gegenwärtige Geschichte wird das christliche Menschenbild problematisiert. Uns ist ein ganz neuer Ort im Bistum geschenkt, wo Kirche einladend und wegweisend ist. Paddelnd auf dem Urft-See, schreitend auf dem Schöpfungspfad oder nachdenklich im bedrückend-imposanten Gelände von Vogelsang – Kinder, Jugendliche und Erwachsene spüren dem nach, was der christliche Glaube für ihr Leben und für die Kultur unseres Landes bedeuten will.
- Da gibt es die „Integrierte Psychiatrieseelsorge Aachen“. Ein Beispiel dafür, wie ein kategorialer Seelsorgebereich den Wandel seiner Zielgruppe nachvollzieht. Weil psychisch kranke Menschen meist nur noch kurz stationär behandelt werden, geht die Seelsorge zu den Betroffenen in ihre Wohngruppen, beschützten Arbeitsstätten und sozialpsychiatrischen Zentren. Sie ist in mit eige-

ner Beratungsstelle in der City präsent, um Betroffene und Angehörige zu begleiten, mit ihnen Tage der Lebensorientierung zu gestalten, Gottesdienst zu feiern und Brücken in die Gemeinden zu schlagen - gelebte Diakonie im Geist Jesu.

- Durch den Wegfall vieler Arbeitsplätze in den Oberbrucher Glanzstoffwerken mussten viele Familien mit der Arbeitslosigkeit leben. Einige ehrenamtliche Caritashelferinnen, der Pastoralreferent und die Gemeindesozialarbeiterin des Regionalen Caritasverbandes entwickelten ein Konzept, das über das der „Tafeln“ hinausging. Es entstand das AMOS-Projekt gegen Armut und Arbeitslosigkeit mit Lebensmittelausgabe, einem Sozialkaufhaus, einer Arbeitslosenberatung und mittlerweile auch zwei geringfügig beschäftigten Mitarbeitern.
- Schauen wir schließlich auf die Benediktinerinnenabtei, Mariendonk. Dieser Ort gewährt Gastfreundschaft für Einzelne und Gruppen. Die Schwestern begleiten ihre Gäste in der Frage danach, wie sie in ihrem Alltag den Bezug zu Gott gestalten und daraus ihr Leben reicher werden lassen können. Es gibt Bibelgespräche und Bibelwochen, offene Glaubensgespräche und Seminare zu aktuellen Themen, so für Unternehmer und Führungskräfte zu der Frage: „Wie verbinde ich Management und Spiritualität?“ Was für ein profilierter „kirchlicher Ort“ und geistlicher Schatz in unserem Bistum!

5. Perspektiven

Liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, ich komme zum Schluss. Ich habe im vergangenen Herbst meinen 70sten Geburtstag gefeiert und Sie fragen sich vielleicht: Wofür steht unser Bischof in den kommenden fünf Jahren seiner regulären Amtszeit?

Ich stehe für diese plurale Gestalt von Kirche, die ich gerade skizziert habe. Ich stehe dafür, dass wir neue Wege beschreiten, dass wir nicht nur Vertrautes verwalten, sondern Neues gründen. Ich stehe dafür, dass wir lernen, fehlerfreundlicher zu werden und die honorieren, die sich mutig auf den Weg machen, auch wenn sie manchmal in einer Sackgasse stecken bleiben. Das ist allemal besser als vor lauter Ängstlichkeit und Sorge immer nur etwas zu konservieren, dessen Zeit eigentlich abgelaufen ist. Sterben gehört zum Leben. Es ist aber auch ein Gesetz des Lebens, dass immer wieder Neues sprießt. Beides hängt zusammen. Wo das alte, längst vertrocknete zu viel Energie absaugt, bleibt nicht genug Kraft für das Neue. Eine Rose, deren verblühte Triebe nicht beschnitten werden, kann nicht neu austreiben.

Ich stehe durchaus auch dafür, gute Traditionen zu pflegen. Echte Schätze soll man bewahren, nicht wegwerfen: „Prüft alles und behaltet das Gute.“ (1 Thess 5, 21) Wir

brauchen aber eine neue Balance zwischen der Verteilung von Phantasie, Energie und Zeit auf den Kanon von Grunddiensten einerseits und auf Aufbrüche andererseits. Die gegenwärtige Situation fordert uns neue Wege ab. Ich würde mir wünschen, dass jede und jeder von Ihnen mindestens 10% ihrer, seiner wöchentlichen Arbeitszeit für solche neuen Wege in der GdG-Pastoral verwendet. „Anhänger des neuen Weges“ – so werden die jungen Christen in der Apostelgeschichte bezeichnet (vgl. Apg 9, 2). Was können wir tun, diesem Titel heute wieder gerecht zu werden?

Ich stehe für eine Kirche des Dialogs auf Augenhöhe. Nur so können wir voneinander innerhalb und auch außerhalb der Kirche lernen. Wir müssen eine Kultur des Aufeinander-Hörens und konsensorientierten Aushandelns weiterentwickeln. Eine solche Kultur nimmt die Rechte und Pflichten der verschiedenen Ämter und Dienste ernst, sie schließt die „correctio fraterna“ ein und sie respektiert, dass mein Mitbruder oder meine Kollegin pastoral etwas erprobt, was mir fremd erscheint.

Ich werde die fortgeschriebenen „Leitlinien der Pastoral in den Gemeinschaften der Gemeinden“ in Kürze als bischöfliches Rahmen-Pastoralkonzept der Ebene ‚Kirche am Ort‘ in Kraft setzen. Wenn Sie diesen Text aufmerksam studieren, worum ich Sie eindringlich bitte, dann finden Sie bestimmte Eck- und Fixpunkte, Sie sehen aber auch das Werben um das Einüben in die Haltungen, von denen ich gesprochen habe. Gott schenkt uns Communio mit ihm. Er lässt uns wahrhaft teilhaben an seinem Geist. Das ist unser Maß. Kirchliche Communio ohne Teilgabe, ohne Partizipation wäre Ideologie. Die uns von Gott geschenkte Communio mit ihm können wir nie hier unter uns in Vollform erlangen. Wir dürfen sie aber auch nicht fahrlässig unterbieten in unserem Umgehen miteinander.

Ich sehe Sie vor mir und habe ganz viel Hoffnung! Ich vertraue auf Ihre Kompetenz, Ihre Erfahrungen und Ihren guten Willen. Lassen Sie uns gemeinsam diesen Weg weitergehen, den „Neuen Weg“, wie die Apostelgeschichte ihn nennt.

Schreiben wir die Apostelgeschichte unseres Bistums fort!